

# Was die Nacht verbarg.

Roman von E. P. Oppenheim.

(10. Fortsetzung.)

„Sind Sie noch immer davon überzeugt, daß meine Tochter nichts damit zu thun hat?“

„Dahon bin ich fest überzeugt!“, erwiderte Heinz rasch, und man hörte es dem Klang der Worte an, daß sie aus dem Herzen kamen.

Der Oberstleutnant atmete tief auf, wie einer, dem eine große Erleichterung geworden ist, und schaute sich in seinen Stuhl zurück. Er sah jetzt viel ruhiger aus.

„Selbstverständlich hege auch ich diese feste Überzeugung“, erwiderte er. „Aber wir dürfen uns nicht verhehlen, daß andere mit einiger Berechnung zweifeln könnten. Es würde dem Ruf meiner Tochter gefährlich genug sein, wenn es öffentlich bekannt würde, daß sie in der Nacht in Martens' Wohnung gewesen ist, wenn sie auch mit seinem Tode nichts zu schaffen hat. Sollte es jedoch irgend jemand gelingen, die ganze geheimnisvolle und verworrene Angelegenheit aufzuklären, so wäre ein solches öffentliches Bekanntwerden des thörichten Schrittes, den meine Tochter da aus mir unbekanntem Gründen gethan hat, ganz unvermeidlich.“

„Das meine ich auch. Und wir können nichts thun, es zu verhindern, so lange wir nicht wissen, was Ihre Tochter zu diesem Schritt veranlaßt hat. — Herr Oberstleutnant — ich richte eine große, eine verzehrende Bitte an Sie: geben Sie zu Ihrer Tochter und befragen Sie sie! Ihnen darf und wird sie die Auskunft nicht schuldig bleiben.“

Arnstorff antwortete nicht sogleich. Er bedachte das Gesicht mit der Hand, so daß Heinz, der voll bangender Erwartung seiner Entscheidung harrete, den Ausdruck seiner Züge nicht erkennen konnte. Aber als er dann sprach, bereitete seine Worte Hoffelder eine schmerzliche Enttäuschung.

„Es würde nicht von Nutzen sein — glauben Sie es mir“, sagte er. „Ich will Ihnen gestehen, daß ich selbst bereits mehr als einmal diesen Schritt bei mir erwogen habe. Aber ich bin immer wieder davon abgekommen. Ich kenne meine Stiefsohn, kenne ihre Festigkeit und ihren unbeugsamen Willen. Ich kann Ihnen nicht sagen, was zu dem Verwüthnis zwischen Margot und mir geführt hat, aber ich kann Ihnen so viel verrathen, daß sie sich von mir hart und ungerecht behandelt glaubt, und sie würde in meinem Befehl und in meinen Fragen nur Verwundung und neuerlichen Zwang sehen. Glauben Sie mir, lieber junger Freund — ich wäre der Letzte, dem sie sich anvertraute.“

Heinz fante niedergeschlagen den Kopf. „Dann weiß ich mir nicht zu helfen“, sagte er. „Das war meine letzte —“

Er verstummte jäh, und seine Augen waren wie in großer Ueberraschung weit geöffnet. Starke war sein Blick auf ein Paar Gebeltes, das der Kellner eben unter vielen Verbeugungen herbeiführte, und er griff unwillkürlich nach der Hand des Oberstleutnants.

„Sehen Sie!“ flüsterte er. „Sehen Sie — dort!“

Sechszehntes Kapitel.  
Der Oberstleutnant wandte den Blick in der Richtung, die ihm Hoffelder bezeichnet hatte. Das Paar, dem dessen Aufmerksamkeit galt, war in der That auffallend genug. Der Mann war klein und magert, mit einem nichtsagenden Bureaurotengestalt und schon ergrautem Haar. Er war anständig, aber altmodisch und einfach gekleidet, sein Spazierstock aus gelbem Rohr mit dem runden Kugelgriff schien einer längerer Reise Mode angegehört. Die junge Dame dagegen, die ihren Arm vertraulich in den seinen geschoben hatte und aus den hübschen, schwarz untermalten Augen ihm umherlächelte, war so auffallend und so elegant gekleidet, wie es nur „Damen vom Theater“ bei vorzüglichen Spaziergängen zu sein pflegen. Ein Hut von wahrhaft ungeheuerlichen Dimensionen wogte sich auf ihrem hellgelben Haar, dessen Färbung sicherlich weit mehr einem geschickten Friseur als der Natur zuschreiben war, und unter dem graulichem grauem Kopf kam ein Streifen des attergelbsten seidnen Unterleibes und ein toller Halbhaub zum Vorschein.

Arnstorff wechselte mit Hoffelder einen verständnisvollen Blick. „Wie kommt er in diese Gesellschaft?“ meinte der Oberstleutnant leise.

Sie brauchten nicht zu befürchten, von dem eigenartigen Pärchen gesehen oder gehört zu werden, denn Heinz hatte ihren Tisch vorzüglich in einer verdeckten Ecke gewählt.

„Man kann in der That nicht gut im Zweifel darüber sein, welcher Menschengattung man sie zuzählen darf“, erwiderte Heinz ebenso leise. „Aber mit ihm doch, als hätte ich sie schon irgendwo gesehen.“

Diese ungläubliche Ausruf! Daß sich solche Frauenszimmer so schicklich machen müßten!

Heinz achtete nicht auf seine Bemerkung. Aufmerksam betrachtete er das Pärchen und schien darüber nach-

zusinnen, wo und unter welchen Umständen er ihre Bekanntschaft bereits gemacht hatte. Plötzlich sagte er erregt: „Aber daß ich das vergessen konnte! Auf der Polizei bin ich mit ihr zusammengetroffen. Sie ist eine von den Choristinnen des Eldorado-Theaters, mit denen Martens am letzten Abend seines Lebens zusammen gewesen ist.“

„Ah!“ meinte der Oberstleutnant gedehnt. „Das ist seltsam. Ich vermüthe beinahe, der Herr Rechtsanwalt Berger hat das Mädchen dann doch nicht ohne Grund zum Frühstück eingeladen.“

„Gewiß nicht! Es hätte diesem verdorren Altenmenschen auch sehr wenig ähnlich gesehen. Dieser Rechtsanwalt wird mir immer verdächtig.“

Der Oberstleutnant nickte gedanktoll. „Er scheint allerdings in die Intrigen, die mit Martens' Tod zusammenhängen, verwickelt zu sein“, sagte er. „Vor allem aber scheint mir das Mädchen verdächtig.“

Heinz schüttelte den Kopf. „Wissen Sie, was ich glaube“, sagte er. „Dieser Berger befindet sich wie Martens' Bruder auf der Jagd nach den ominösen Papieren, und er hofft vielleicht, bei dem ehemaligen Liebchen des Toten etwas über ihren Verbleib zu erfahren. — Wenn man nur wüßte, welcher Art diese Papiere waren! Wenn Sie nur einigen Einblick auf Ihre Tochter hätten, Herr Oberstleutnant!“

Arnstorff sagte fest und bestimmt: „Ich sagte Ihnen schon, daß ich keinen Einblick auf sie habe, Herr Hoffelder, und ich will Ihnen noch einmal einen Rath geben, den ich schon vor Tagen aussprach, und den Sie leider nicht beherzigt haben: lassen Sie die ganze Geschichte ruhen, lassen Sie die berufenen Organe dafür sorgen, wie sie des Mörders habhaft werden! Ich weiß ja, Sie handeln auch oder vielleicht lediglich im Interesse meiner Tochter, aber rechnen Sie da nicht auf Dankbarkeit. Was auch immer sie in Martens' Wohnung geführt haben mag, jedenfalls ist sie im Bewußtsein der Folgen ihrer Handlungswiese hingegangen, und ich kenne sie gut genug, um zu wissen, daß sie die Konsequenzen ihres Thuns vorher zu bedenken und nachher zu tragen pflegt. Sie ist sehr stolz, meine Tochter, und sie würde die Einmischung eines dritten, selbst wenn sie zu ihrem Besten wäre, nur lästig empfinden. Seien Sie deshalb vernünftig, lieber Freund, und kümmern Sie sich nicht weiter um Otto Martens und sein trauriges Ende.“

„Ich wollte, Ihr Rath wäre ebenso leicht zu befolgen, wie er zu geben ist“, leuchtete Hoffelder. Die Wahrheit ist, daß ich mich gewiß nicht mehr darum kümmern würde, wenn es mir möglich wäre. Aber die Erinnerungen an die schreckliche Nacht geben mir keine Ruhe. Ich muß forschen und grübeln, ab ich es will oder nicht. Es hätte mich vollkommen gefangen.“

„Aber sehen Sie denn nicht endlich ein, daß Sie niemand Nutzen bringen, daß Sie nur sich selbst schaden?“

„Was hilft es mir, daß ich es einsehe? Es giebt eine Macht, die stärker ist als unser Wille.“

Der Oberstleutnant leerte sein Glas, und indem er es auf den Tisch zurücksetzte, sagte er ruhig: „Jedenfalls war mein Rath der einzige, den ich Ihnen zu geben wußte, lieber Freund. Sie haben natürlich selbst über sich zu bestimmen, und es steht bei Ihnen, ob Sie ihn befolgen wollen oder nicht.“

Heinz war feinfühlig genug, um zu verstehen. Da sagte er einen verzweifelten Aufschluß. Indem er sich energisch aufrichtete, sagte er rasch, mit vor Erregung zitternder Stimme: „Herr Oberstleutnant — ich habe Ihnen eine Mitteilung zu machen. Der Ort und die Stunde sind vielleicht nicht geeignet dafür, aber ungewöhnliche Umstände rechtfertigen wohl ein ungewöhnliches Verfahren. Sie sind mir ein väterlicher Freund geworden, das giebt mir den Muth zu einer Bitte. Sie betrifft Ihre Tochter.“

Arnstorff richtete sich unwillkürlich auch auf. Es leuchtete wie erwartungsvolle Freude in seinen Augen. „Sprechen Sie!“ sagte er kurz, aber keineswegs unfreundlich.

„Der Oberstleutnant — ich habe das Mädchen gefunden, das bestimmt scheint, mein Leben reich und glücklich zu machen. Mein lebhaftester Wunsch ist, sie als mein Weib zu besitzen, sie für das Leben mein nennen zu können. Dieses Mädchen ist — Ihre Tochter, Herr Oberstleutnant!“

Arnstorff blickte ihm beide Hände entgegen. „Ach, das ist schön, mein lieber junger Freund!“ sagte er voll warmer Herzlichkeit. „Und es hätte mir keine größere Freude bereitet werden können, als sie mir damit zu Theil geworden ist. Wenn es Ihnen gelungen ist, die Liebe meiner Tochter zu erringen —“

„Wenn ich sie noch nicht errungen habe, so will ich doch alles daran setzen, sie mir zu gewinnen. Ich bitte Sie, daß Sie mir, wenn Sie es thut, das zwischen Ihnen und

ihre augenblicklich ein Verwüthnis besteht, aber ich hoffe —“

Er konnte nicht ausreden. Arnstorff hatte eine ungeheure Bewegung gemacht und sagte heftig: „Um des Himmels willen — von wem sprechen Sie? Meine Tochter —“

„Ich liebe Ihre Tochter Margot. Haben Sie mich nicht verstanden, Herr Oberstleutnant?“

„Aber das ist ja — ist ja unmöglich, Hoffelder! Bedenken Sie doch, was Sie da sagen! Sie bitten mich um die Hand meiner Stiefsohn, die Sie kennen gelernt haben, als sie im Begriff stand —“

Heinz wurde bleich. Straff aufgerichtet sah er vor dem Erregten. „Herr Oberstleutnant, Sie werden ohne Zweifel dasselbe Vertrauen in die laute Reinheit Ihrer Tochter haben, wie ich“, sagte er beherzt. „Ich liebe Fräulein Margot, und ich bin gewiß, daß es mir gelingen wird, ihre Gegenliebe zu erringen. Wenn Sie mir einen Grund angeben können, der mich verhindern müßte, Ihre Tochter zu meinem Weibe zu —“

„Ja doch — oder nein, ich weiß nichts! — Ich habe ja die Hand meiner Tochter nicht zu vergeben. Margot hat sich von mir losgesagt, sie allein hat über ihr Geschick zu bestimmen. Wenn sie Ihnen ihre Hand reichen will, und wenn Sie sie mir als Ihre Frau zuführen, werde ich ihr mein Haus nicht verschließen. Sagen Sie ihr das. — Doch nun müssen Sie mir Zeit geben, mich von dieser Ueberrasschung zu erholen — freilich, ich sehe Ihr Thun und Handeln nun in einem ganz anderen Licht, mein armer Freund!“

„Wenn ich das Jawort Ihrer Tochter erhalte, werde ich reich sein“, wehrte Heinz ab. „Was mich bisher hinderte, zu sprechen, war eben nur das Verwüthnis zwischen Ihnen und Margot. Wenn ein so gültiger und liebevoller Mensch wie Sie —“

Arnstorff unterbrach ihn. „Rechnen Sie nicht weiter, lieber Freund!“ sagte er. „Nicht ich trage die Schuld an unserem Verwüthnis, denn ich handelte damals nur nach meinem besten Wissen und Gewissen. Ich will und kann Ihnen nicht sagen, was meine Tochter und mich trennt, sie selbst mag es Ihnen anvertrauen. Wenn Sie es wissen werden, mögen Sie darüber urtheilen, ob ich richtig gehandelt habe.“

Schon bei den letzten Worten hatte er sich erhoben, und nun griff er nach seinem Hut.

„Wir werden uns ja vermutlich morgen wieder im Club treffen“, sagte er. „Ich bitte Sie, lassen Sie dann von meiner Tochter wissen, und nicht weiter die Rede sein! Meine Antwort auf Ihre Werbung haben Sie ja. Lassen Sie mich Ihnen aber noch versichern, daß ich nach wie vor Ihr Freund zu sein wünsche.“

Er schüttelte ihm lange und herzlich die Hand und verließ dann rasch das Lokal, ohne von Berger, der ihnen den Rücken zulehrt, bemerkt zu werden.

Heinz, der seine innere Erregung nur mühsam beheimlichte, begabte den Kellner und schickte ebenfalls zum Aufbruch an, als daß Pärchen, dessen Aufmerksamkeit er gern zu entgegen wünschte, sich erhob und der Ausgangstür zuschritt.

Heinz wartete, bis sie auf die Treppe hinausgegangen waren, und winkte dann einen Kellner zu sich heran. „Folgen Sie den Herrschaften, und wenn sie in eine Droschke steigen wollen, suchen Sie die Adresse zu hören, die sie dem Kutscher angeben“, sagte er hastig, den jungen Menschen einen Thaler in die Hand drückend.

Nach kaum fünf Minuten war der Kleine wieder zur Stelle. „Die Dame ist allein fortgefahren“, meldete er. „Nach dem Eldorado-Theater. Der Herr ist zu Fuß weitergegangen.“

Heinz Minuten später befand sich Hoffelder auf dem Wege nach dem Eldorado-Theater.

Siebzehntes Kapitel.  
Der goldbetehrte Förster des Eldorado-Theaters, dem der junge Schriftsteller dem Aussehen wie dem Namen nach bekannt war, bereitete seinem Eintritt keine Schwierigkeiten, obwohl der Zugang zur Bühne eines Tageszeit außer den bei den Proben Beschäftigten nur wenigen Ausgewählten gestattet war. Man war mit der Vorbereitung eines neuen großen Ausstattungslüdes beschäftigt, und die zumeist recht hübschen jungen Damen, die als Tänzerinnen oder Choristinnen darin thätig sein sollten, standen in dem zur Bühne führenden Gang hier und da gruppenweise beieinander, unter Plaudern und Lachen den Beginn ihrer Szenen erwartend. Zahlreiche neugierige Blicke aus glänzenden Augen folgten dem eleganten jungen Manne, dessen äußerer Erscheinung es diese Tänzerinnen der leichtgeschürzten Muse rasch genug anhaben, daß er nicht zu ihnen gehörte, die sonst hinter den Koulissen auf Groberungen auszuweichen pflegten.

Heinz Hoffelder aber schenkte diesen Blicken keine Beachtung, ihn beschäftigte einzig die Sorge, ob es ihm gelingen würde, die Geliebte zu finden, nach der er nicht einmal fragen konnte, weil er ja ihren Namen nicht kannte.

Schon war er nach längerem vergeblichem Umherfinden nahe daran, die Hoffnungen aufzugeben, als ein lautes, unangenehm kaden seinen Blick einem ziemlich verheulten, baldantigen Wirtel zuwies, in welchem er bei näherem Hinschauen das bekannte Gesicht der geliebten jungen

Dame aufschimmern zu sehen glaubte. Sie stand da im lebhaften Gespräch mit einigen Kollegen und schien sich so trefflich zu unterhalten, daß Heinz Bedenken trug, sie in dieser Unterhaltung zu stören. Er wandte sich darum an einen Theaterbediensteten mit dem Ersuchen, die blonde junge Dame zu fragen, ob sie einem Unbekannten eine Viertelstunde opfern möge.

Der Man, der ein gutes Trinkgeld witterte, verzog das Gesicht zu einem freundlichen Grinsen. „Die blonde Wieze meinen Sie?“

„Die Dame führt vermutlich noch einen anderen Namen, als den Sie soeben nannten?“

„Hofmeister heißt sie — Marie Hofmeister! Aber hier am Theater heißt sie bloß die blonde Wieze.“

Hoffelder bedauerte ihn, seinen Auftrag auszuführen. Er konnte beobachten, wie sich die Choristin neugierig nach ihm umsah, als der Mann die Bestellung ausgerichtet hatte, und wie sie sich dann von ihren Kollegen mit einigen raschen Worten verabschiedete.

Gratziöses Schrittes und mit freundlicher Miene kam sie auf ihn zu. „Sie wünschsten mich zu sprechen, mein Herr?“

„Ich habe um Entschuldigung zu bitten, mein Fräulein, daß ich Sie hier aufgesucht habe“, sagte Heinz nach höflicher Begrüßung, „aber ich hätte sonst wenig Hoffnung gehabt, Sie zu finden. — Wollen Sie die Güte haben, mir eine kurze Unterredung zu bewilligen?“

Die blonde Wieze sah ihn etwas verwundert an. So feierlich und förmlich pflegten hier nur die unerfahrensten Neulinge zu reden, und dieser Herr mit dem hübschen, geistvollen Gesicht hatte doch nicht gerade das Aussehen eines schüchternen Kimpels. Aber sie besah Gewandtheit genug, sich mit Anstand in jede Lage zu finden. „Ich glaube nicht, daß meine Scene früher als in einer halben Stunde daran kommen wird“, erwiderte sie in tadelloser Haltung. „Aber ich darf mich inzwischen nicht aus dem Theater entfernen. Wir müßten also schon in einer der Parterrelogen Platz nehmen, wenn es sich um etwas Dringendes handelt.“

„Ganz, wie Sie befehlen, mein Fräulein!“

Sie öffnete eine der kleinen Thüren, die aus dem Seitengang in den Zuschauerraum führten, und ging feindselnd voran in die halbdunkle Loge, deren Polsterstoffe jetzt mit grauen Leinwandhüllen bedekt waren.

„Bitte“ — ich bin ganz zu Ihrer Verfügung.“

Heinz nannte ihr seinen Namen, aber sie nickte dazu wie jemand, dem man etwas schon Bekanntes erzählt.

„Ich würde auch ohne Vorstellung gewußt haben, mit wem ich mich unterhalte“, erklärte sie, „denn wir sind uns schon früher begegnet, wenn Sie sich auch vielleicht nicht gern daran erinnern. Es war nämlich an einem nicht sehr angenehmen Orte.“

Sie hatte die letzten Worte lachend gesprochen, denn es war ihr im Grunde durchaus nichts daran gelegen, den heißen Konversationsstern lange festzuhalten, und Heinz mußte trotz der schlechten Beleuchtung wahrnehmen, wie herausfordernd schalkhaft ihm ihre schwarz untermalten Augen anblitzten.

„An einem nicht sehr angenehmen Orte?“ wiederholte er, in dem er den Unwissenden spielte. „Darf ich fragen, was für einen Ort Sie damit meinen?“

„Nun, Sie werden doch wohl nicht finden, daß eine Zengenernehmung zu den besonderen Genüssen gehört. Wir hatten dies zweifelhafte Vergnügen beide an dem nämlichen Vormittag. Ich wartete mit Ihnen im Vorzimmer und hörte Ihren Namen, als Sie vor mir aufstiegen wurden.“

„Ah, jetzt entsinne ich mich in der That“, behauptete er. „Es war eine polizeiliche Vernehmung in derselben Angelegenheit, die mich heute bestimmt hat, Sie aufzusuchen — in der Angelegenheit des unglücklichen Martens nämlich.“

„Mit einer Gebärde des Entsetzens, die wohl mehr kaufmännische Geste als Ausdruck einer wirklichen Empfindung war, streckte Wieze ihre von echten oder falschen Brillanten funkelnde Hand gegen ihn aus. „Sprecht mir von allen Schreden des Gewissens — von diesem Martens sprecht mir nicht!“ beklammerte sie halb laut. „Wenn Sie wüßten, in einer wie ungläublichen Weise ich wegen dieser Sache bereits gereinigt worden bin! Man könnte geradezu melancholisch darüber werden.“

Er sah, daß es bis zu dieser Melancholie vorderhand noch gute Wege hatte, ließ sich Heinz durch ihren Protest nicht hindern, bei dem Thema zu bleiben. „Es war der Rechtsanwalt Berger, der heute mit Ihnen darüber sprach — nicht wahr?“

„Sie haben uns also beobachtet?“ fragte sie, ohne eine sonderliche Ueberraschung oder Verlegenheit zu zeigen. „Natürlich, in einem solchen Restaurant muß man ja von jedermann gesehen werden, und ich hätte Sie auch gleich bemerkt. Unter dem Vorwande der Einladung zu einem Frühstück hatte dieser alte Nil die Unerschämtheit, mich auszuholen zu wollen. Es war ein amüsanter Fröhlichkeit — das muß ich sagen.“

„Sie stehen also, wie es scheint, sonst nicht in freundschaftlichen Beziehungen zu dem Rechtsanwalt?“

„Zu dem?“ — Sie lachte hell auf. „Ach, was für einen Geschmack trauen

Sie mir zu, Herr Hoffelder! Nein, die Leute, zu denen ich in freundschaftliche Beziehung treten soll, müssen schon etwas anders aussehen.“

Der Blick, von dem die sehr entschiedene Erklärung der Choristin begleitet war, hätte Heinz nicht im ungewissen darüber lassen können, daß er selbst vermutlich bessere Aussichten auf die Gunst der blonden Wieze haben würde, als der mit so viel Geringschätzung behandelte Rechtsanwalt. Offenbar war die weitherzige junge Dame noch auf der Suche nach einem Nachfolger für den so unvermuthet aus dem Leben geschiedenen Martens.

Er hielt es nicht für zweckmäßig, ihre Hoffnungen sogleich zu zerstören. „Wie wären sie auch sonst eines solchen Glückes würdig!“ sagte er mit einer Galanterie, die ihn sauer genug ankam. „Aber wenn es erlaubt ist, danach zu fragen, was wollte dieser Rechtsanwalt denn eigentlich von Ihnen erfahren?“

„O, alles Erdentliche! Er war in seinen Fragen hundertmal neugieriger und unverschämter als selbst der Kriminalkommissar, der doch wahrhaftig kein Blatt vor den Mund genommen hat. Als wenn ich in alle Geheimnisse dieses armen Afritaners eingeweiht gewesen wäre! Die Leute müssen wirklich nicht in ihrem Leben mit jungen Mädchen geflirt haben, daß sie glauben können, man spräche dabei von nichts als von Geschäften und solchen langweiligen Sachen.“

„Nun, es fällt doch wohl gelegentlich ein Wort darüber, und Martens fand Ihnen ja, wie ich gehört habe, sehr nahe.“

„O, das war nicht gar so schlimm“, erwiderte sie. „Er konnte ja zuweilen recht nett sein, aber zum Verlieben war er gewiß nicht. Im nüchternen Zustande war er sogar der geistigsten und widerwärtigsten Mensch, den man sich denken kann, und er wurde erst erträglich, wenn er ein Glas über den Durst getrunken hatte. Dann freilich flogen die blauen Lippen nur so. — Aber sagen Sie doch aufrichtig, mein Herr, was Sie von mir wissen wollen. Wenn ich Ihnen irgend eine Auskunft geben kann, soll es gern geschehen. Ihnen bin ich jedenfalls lieber gefällig als diesem verdorren Altenmenschen, der sich eine Dame gegenüber nicht einmal zu benehmen weiß.“

„Sie sind überaus liebenswürdig, mein Fräulein! Ich möchte nämlich wissen, woher Otto Martens das Geld hatte, mit dem er nach Ihrer eigenen Erklärung so freigebig um sich war.“

Die blonde Wieze zog bedauernd die Schultern in die Höhe. „Da fragen Sie allerdings mehr, als ich beantworten kann. Ich habe nicht die Gewohnheit, meine Bekannten nach solchen Dingen auszuforschen. Aber er war, so viel ich weiß, an einer Diamantenmine in Südafrika betheiligt. Daher wird also wohl auch sein Vermögen stammen.“

„Hat er Ihnen von einer solchen Betheiligung erzählt?“

„Nicht mir allein. Er pflegte bei jeder Gelegenheit damit zu renommieren.“

„Wenn ich Ihnen nun versichern kann, daß daran kein wahres Wort gemessen ist, daß er vielmehr vor neun oder zehn Monaten Südafrika als ein bettelarmer Mann verließ?“

„Dann würde das eben nur ein Beweis mehr dafür sein, daß er ein Aufschneider war“, verlegte die Choristin gleichmüthig. „Ich habe ihn nie für etwas anderes gehalten.“

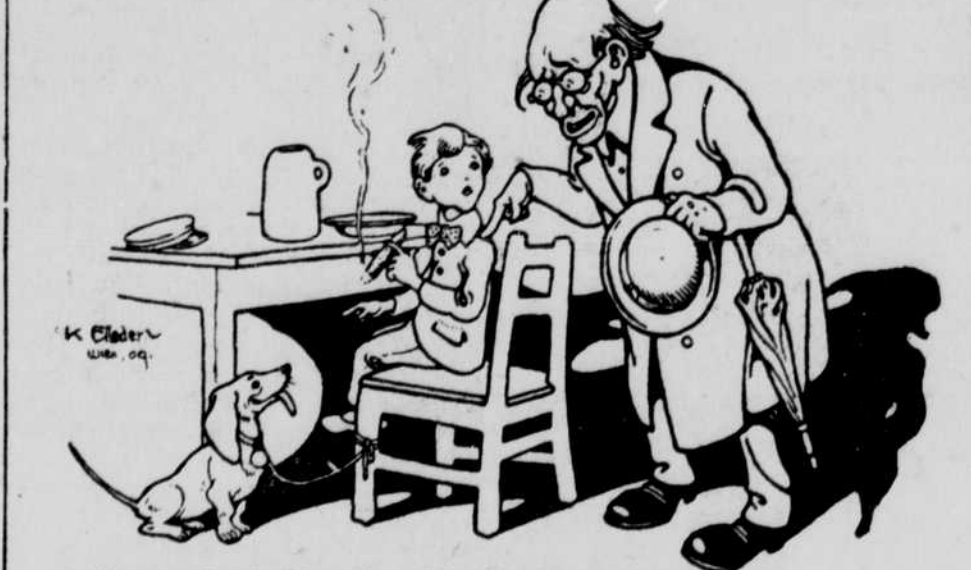
Die Art ihrer Antworten gab Hoffelder jedenfalls die beruhigende Gewissheit, daß durch seine Fragen keinerlei schmerzliche Empfindungen in ihrem Herzen wachgerufen wurden, und so trug er kein Bedenken, fortzufahren: „Wie ich aus den Zeitungen erfahren habe, waren Sie, mein Fräulein, eine der letzten Personen, in deren Gesellschaft sich Martens vor seiner Ermordung befunden hat. Ist Ihnen dabei etwas Besonderes an ihm aufgefallen? Spracht er vielleicht davon, daß er sich von einer Geliebten bedroht fühlte?“

Die blonde Wieze schüttelte den Kopf. „Keine Silbe! Er war im Ueberricht sehr vergnügt und begleitete mich schließlich bis vor mein Haus, weil er, wie er sagte, in dieser Nacht möglicherweise noch ein großes Geschäft in der Nähe zu erledigen haben würde.“

Davon haben Sie doch meines Wissens bei Ihrer Vernehmung nichts erwähnt.“

„Es ist mir erst später wieder eingefallen. Wenn der Afritaner über

Er sah.



„Was muß ich sehen, du allein hier im Wirthshaus!“

„Ich bin“, Herr Professor, mein Onkel ist krank — und da hat mich sein Walbi begleitet.“

die erste Flasche Selt hinaus war, schwagte er so viel, daß man eben nicht viel Gewicht legte auf das, was er sagte. Bei dem Verhör aber war ich so verwirrt und eingeschüchert, daß ich mich im Moment auf gar nichts mehr recht besinnen konnte.“

„Ist Ihnen nachher vielleicht noch etwas anderes eingefallen, als diese Bemerkung des Martens über ein in Aussicht stehendes Geschäft?“

„Nein!“ sagte sie etwas zögernd, „nächstens nichts, was nach meiner Meinung mit seiner Ermordung in irgend einem Zusammenhang stehen könnte.“

Es war ein deutlicher Wink, daß sie noch weiter befragt zu sein wünschte, und Hoffelder zauderte natürlich nicht, diesen Wink zu befolgen. „Es war also doch noch etwas? — Bitte, sagen Sie es mir! Ich werde Ihnen für Ihre Aufrichtigkeit von Herzen dankbar sein.“

„Wie lebhaft Sie sich für die Sache interessieren! Arbeiten Sie neben Ihrer Schriftstellerei vielleicht auch für die Polizei?“

Lächelnd beschwichtigte Heinz ihre Bedenken. „Mein Interesse an einer Aufklärung über die Verhältnisse des Herrn Martens ist rein persönlicher Natur“, versicherte er. „Sie brauchen nicht zu fürchten, daß Sie durch mich in Angelegenheiten kommen könnten.“

„Ich glaube es Ihnen auf Ihr ehrliches Gesicht hin. Aber was ich Ihnen jetzt sagen will, ist nichts als eine bloße Vermuthung. Ich betone ausdrücklich, daß ich nicht den kleinsten greifbaren Beweis dafür habe.“

„Und was ist es?“ drängte Hoffelder in wachsender Spannung.

„Ich vermüthe, daß Martens eine Frau hatte.“

Auf nichts war Heinz weniger vorbereitet gewesen, als auf eine solche Erklärung, und er mochte sein Hehl aus seinem ungläubigen Erstaunen. „Sie meinen, er sei verheiratet gewesen, und seine Frau sei noch am Leben?“

„Ja, das glaube ich“, erklärte die Choristin ziemlich bestimmt. „Ein Weib pflegt sich in solchen Dingen nur selten zu täuschen.“

„Allen Respekt vor Ihrem Scharfsinn, mein Fräulein, aber ich möchte doch annehmen, daß Sie sich da in einem Irrthum befinden. Martens war mein Nachbar, und ich kann Ihnen auf das bestimmteste versichern, daß er abfolgt unverheiratet war.“

„Mit einem fast mittelgroßen Lächeln wandte die Choristin ihm ihr Gesicht zu. „Aber das weiß ich doch auch“, sagte sie. „Wenn er verheiratet war — und es ist meine Ueberzeugung, daß er es gewesen ist — so hatte er eben seine Gründe, ein Geheimniß daraus zu machen.“

„Möchten Sie mir nicht verrathen, wie Sie hinter dies Geheimniß kamen?“

„Das läßt sich nicht so leicht sagen. Ein Weib erzählt dergleichen aus tausend kleinen Anzeichen, die einem Manne wahrhaftig entgehen würden. Eines davon war, daß Martens an jedem Sonntagabend verreiste, um über den Sonntag von Berlin fortzubleiben. Ich weiß, daß er mir über den Grund dieser regelmäßigen Abwesenheit nicht die Wahrheit gesagt hat. Drei- oder viermal erhielt ich den unabweislichen Beweis dafür, daß er mich belog.“

„War das der bedeutendste Ihrer Anhaltspunkte, mein Fräulein?“

(Fortsetzung folgt.)

In New Haven, Conn., verheiratete sich Fräulein Laura Drintheine mit Herrn Louis Champagne. Das ist eine Mißhebe, die zu den schönsten und weitgehendsten Hoffnungen berechtigt.

Es ist leicht möglich, daß der Altkollegat bei verschiedenen „Soft Drinks“ noch der beste und unschädlichste Teil ist.

Nicht bloß die erböhte Tabaksteuer, sondern die ganze Alkohol-Bill ist harter Tabak.

Von mancher Anschauung werden wir durch einen anderen kuziert, der sie — teilt.

Die Pittsburgers haben die größte Plage; sie haben aber auch genug zu befehen.

Im Anselplumel holt sich mancher einen Rater, im Liebestaumel mancher — eine Rage.